

BILDER:SPRACHE

Fotografie und Hörkunst – Zwei Ausdrucksmittel im Vergleich

Helmut Kopetzky zur Eröffnung einer Retrospektive von Arbeiten des Fotografen Wolfgang Schreier in Vok Dams ATELIERHAUS, Wuppertal (30. Juni 2019)

Wir beide, lieber Wolfgang, sind die Vertreter „armer“ Medien – der Fotograf und der Hörfunkautor. Dort, wo wir uns seit 50 Jahren unter anderem herumtreiben, fehlt es an allen Ecken und Enden. *Arte povera* – um einen Begriff aus der Bildenden Kunst zu verwenden. Vielleicht hat uns das nach einem halben Jahrhundert wieder zusammengebracht.

Das bedeutet für diese Ausstellung allerdings auch, dass Deine Leistungen auf dem Gebiet internationaler Kommunikationsprojekte mit 3D-Animationen und Hologrammzauber beiseite bleiben müssen. Hier herrscht tradierte Fotokunst, die sich mit allen Entwicklerflüssigkeiten, Unterbrecherbädern und Fixierlösungen gewaschen hat.

Zunächst fehlt bei 70 der 80 ausgestellten Fototafeln die Farbe. Alles schwarz/weiß! Doch gerade solches „Fehlen“ macht den Reichtum unserer beiden Gattungen aus. Was mich betrifft, abstrahiert der Hör-Funk von der "Wirklichkeit", indem er einen unserer Hauptsinne ausblendet. Der Medientheoretiker Rudolf Arnheim versah ein Kapitel seines wegweisenden Buchs "Rundfunk als Hörkunst" (1933) mit dem Titel „LOB DER BLINDHEIT“.

Er meinte: Jede ABSTRAKTION ist zugleich KONZENTRATION. Jeder Mangel kann ein Gewinn sein. Der historische Stummfilm musste auf Sprache und Farbe verzichten. Die instrumentale_Musik verzichtet – üblicherweise – auf Wort und Bild,

Tanz und Pantomime auf das gesprochene Wort, die Literatur auf Stimme, Bild und Bewegung, die bildende Kunst auf Bewegung und Geräusch.

Durch das „Fehlende“ entsteht – zumal bei der schwarz/weißen Fotografie – etwas Neues, allgemein Gültiges. Zum Beispiel stellen die Naturaufnahmen von Ansel Adams aus den US-Nationalparks immer auch „Landschaft an sich“ dar. Die Schwarz/weiß-Abbildung einer Stadt, von den nahen Hügeln aus gesehen, wird zur Idee dieser — einer — Stadt. Womöglich vieler Städte unserer Welt.

Das Abbild wird Archetypus, Monument, Symbol; auch Wachruf, Aufschrei, Appell – so das apokalyptische Gewimmel der Menschenleiber in den Goldminen der Sierra Pelada, das Sebastião Salgado mit seinen Schwarz/weiß-Bildern auf unsere Netzhaut gebrannt hat. Auch die anrührende Unschuld der Gestalten Charly Chaplins ist nur in Schwarz/Weiß denkbar.

Der Film verlor viel von seiner Faszination, als er „bunt“ wurde. Plötzlich spielte die Farbe des Kleides der Protagonistin eine überproportionale Rolle. Immer mehr an Äußerlichkeiten musste hinzugetan werden, um die ursprüngliche Wirksamkeit des „Lichtspiels“ zu erreichen.

Ich erinnere mich an ein körperlich „ergreifendes“ Kino-Erlebnis während einer Zusammenkunft der Steering Group für die Internationale Feature Konferenz (IFC). Unter der Etage des Hotels in Bologna, in der wir wohnten, lief dreimal täglich der Katastrophenfilm „Alarme Rosso“. Bei einer Kernszene, die wir bald kannten und bang erwarteten, begann das Gebäude zu vibrieren und einmal löste sich dabei eine Diele neben meinem Bett.

Dass Bilder eigentlich im Kopf entstehen beziehungsweise dort vollendet werden, war dem Regisseur fremd. Unser Sohn hingegen, gerade Sechs geworden, befand, nachdem wir in Berlin den Schwarz/weiß-Fernseher gegen unsere erste Farbglotze eingetauscht hatten, die Farben seien früher „so viel schöner gewesen“.

Inmitten unserer quietsch-bunten Realwelt hat die stille Kunst der Fotografie noch einen anderen Reiz: Diese störrische Alte mit ihren beinahe 200 Jahren auf dem Buckel ist WIDERSTÄNDIG. Sie entzieht sich allen Präferenzen der Jetztzeit: Dauertempo, steter Wechsel, Atemlosigkeit, Real Time, Live Stream, 5 G, Augmented Reality ...

Seit der vermutlich ersten fotografischen Aufnahme, dem „Blick aus dem Arbeitszimmer“ von Joseph Nicéphore Niépce 1826, gab es immer wieder Versuche, das „arme Medium“ um etwas „Fehlendes“ zu „bereichern“, zum Beispiel das gleichsam greifbare – wenn auch illusionäre – Wirklichkeitserlebnis.

Mitte des vorletzten Jahrhunderts kam die *Stereoskopie* in Mode – die Abbildung der Welt in 3D durch zwei leicht gegen einander versetzte Objektive (unserer Augenstellung abgeschaut). Die Betrachter sahen mit ihrem Betrachtungsgerät, in das man Pappkarten mit den Fotoprints der stereoskopischen Doppelaufnahme schob, Kamele vor den Pyramiden von Gizeh drei Schritte vom heimischen Sofa entfernt.

Dass die Wirkung der *Stereophonie* auf der technischen Nachahmung unseres Hörsinns basiert – zwei Ohren nehmen ein Schallereignis um Millisekunden versetzt und dadurch unterschiedlich wahr – steht auf einem anderen Blatt.

Übrigens plädierten zwei internationale Foto-Koryphäen in ihren Vorträgen bei einer Rundfunk-Fachtagung vor nicht allzu langer Zeit für die – wörtlich – „Bebilderung des Radios“.

Hier, an diesen Wänden, bewegt sich nichts – außer auf dem Flachbildschirm mit Deinem Lebenswerk in Kurzfassung. Nichts vibriert katastrophisch. Nichts überfällt die Ohren als Zusatzreizung in Dolby Surround. Nichts rast, wie die zeitgerafften Wolken im Fernseh-Dokfilm oder lässt als „Cinemagram“ (GIF) im starren Reklamefoto ein einzelnes Fähnlein mit irgend einem Firmenlogo flattern. Kein Zoom, kein Schwenk.

Und dennoch war der Klick des Fotografen, der jedem der hier ausgestellten Bilder voranging, in seiner Finalität ein RADIKALER VORGANG. Wie der Schütze das Projektil nicht mehr zurückrufen kann, ist das „geschossene“ Bild endgültig – der für immer vergangene „Augenblick“, Erinnerung. Gewesenes.

Auf den Originalton im Radio übertragen: Gesprochene Wörter sind flüchtig. Schon eine Stunde nach dem Interview möchte ein Gesprächspartner vielleicht Nuancen anders setzen, Wertungen zurücknehmen. Er fühlt sich – im Terminus der Dunkelkammer – auf dem Tonträger „fixiert“.

Tonaufnahmen und Fotografien sind eingefrorenes Leben, während der dazu gehörende Mensch weiterlebt und seine Meinung – vielleicht sogar sein Aussehen – immer wieder ändert. Wie kann ich meinem Gesprächspartner am Tag, an dem er meine fertig-produzierte Feature-Sendung gehört hat, noch „ins Auge schauen“ ? Er ist nicht mehr der Selbe! Nicht mehr „der von Gestern“ oder Vorgestern – ebenso wenig wie „er“ oder „sie“ auf dem einmal geschossenen Bild „Heutige“ sind.

Nun bleibt dies alles – Praise the Lord! – in der Regel ein künstlerischer also lustvoller Vorgang. Sonst hätten wir beide – Wolfgang als Fotograf, ich als Radioautor – nicht jahrzehntelang so begeistert und meist ohne schlechtes Gewissen den Auslöser bzw. die Starttaste gedrückt.

Ja, wir sind – bei aller Mühe – privilegiert. Glückliche Menschen !

In dem gewöhnlich rechteckigen Ausschnitt der Welt, den er sich absteckt wie einen Claim, ist der Fotograf König, Gott. Er bannt die Zeit. Er lenkt unseren Blick und hält ihn an *seinem* Ort des Sehens, Erkennens, Nachdenkens, der Erkenntnis eisern fest. Der Blick des Fotografen ist – sagen wir's ruhig – im besten Sinn autoritativ. Wir sind ihm ausgeliefert – seiner „Bilder:Sprache“. Und wir, zurückschauend, liefern uns ihr aus.

Dass Fotografie „objektiv“ sei, ist ein Missverständnis und wird uns schreibenden und funkenden Autoren gern vor die Nase gehalten. Einer, der es wissen muss – der zeit seines Lebens gesellschaftlich engagierte Fotograf Günter Zint – sagte bei einer anderen Ausstellungs-Eröffnung auf meine Fangfrage:

„Ob ich objektiv bin ? Na klar! Ich trage mein Objektiv vorn auf dem Bauch!“

Und so erkläre ich, ohne dabei rot zu werden:

Die Aufnahmen des ernsthaften Fotografen sind immer Selbstporträts, „Selfies“ im weitesten Sinn – wie die Texte des Radioautors (selbst die kürzesten!) immer autobiografisch sind. Schon die junge Frau auf dem Plakat dieser Ausstellung ist für mich der gespiegelte Blick des jungen Wolfgang Schreier auf „seine“, „unsere“ Epoche, die wir beide – ähnlich und doch jeder anders – in Erinnerung haben.

Allein die freche Berliner Nase, die ich zu erkennen glaube, erzählt von den 60er und 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts – von Jugend, Trotz, Selbstbewusstsein, künstlerischem Ernst. Vom Klima einer vergangenen, nicht zurückholbaren Zeit.

Eine wundervoll erfrischende Beschreibung der Geburtsstunde des Fotografen Wolfgang Schreier verfasste dieser selbst für eine in Mailand erscheinende Fachzeitschrift.

Schreier nähert sich 1967 einer Obdachlosensiedlung am Stadtrand von Fulda.

Zitat: „Es ist Sommer und es ist schon am Vormittag sehr heiß. Ich bin auf der Suche nach neuen Bildmotiven für die ‚Fuldaer Volkszeitung‘. Ich bin 19 Jahre alt und fotografiere schon seit meinem 14. Lebensjahr. Eine meiner Spiegelreflexkameras, eine Exakta Varex, habe ich dabei. Zum ersten Mal bewege ich mich in einer Gegend, die heute von vielen als eine No-Go-Area bezeichnet würde (...) Noch halte ich Abstand. Noch bin ich auf einer leicht ansteigenden Straße, die zu den amerikanischen Kasernen führt. Noch schaue ich von oben, aus

gesicherter Entfernung, auf die Baracken links unterhalb. Zwischen Büschen eine Rutsche. In der Mitte ist ein Turnbalken in die Erde eingelassen. Auf der rechten Seite liegt kopfüber ein Autowrack. In der Sonne glitzern überall Scherben (...)

Vor mir auf dem Turnbalken saß ein kleiner Junge. Ich riss die Kamera ans Auge und löste zweimal nach einander aus. Es war sehr still, und das Geräusch des Rückschwingspiegels im Kameragehäuse hörte sich unheimlich laut an, als er sich wieder in seine Ausgangsposition bewegte (...)

Klingt wie „High Noon“.

Aber da ist die Befangenheit des Fotografen, die Neugier der Kinder aus der Barackensiedlung, die nach und nach auftauchen. Dann die Erwachsenen. „Wir setzen uns unter den Sonnenschirm, der am Kiosk zwei Tischen Schatten spendet. Ich bestelle Bier...“

In drei Tagen „schießt“ Wolfgang Schreier 200 Bilder.

Friedly fire ... Nichts Agressives ... Fotografie ... Erlebtes und bewahrtes Leben.
Kurz: Das Menschliche Kommunikation.

Ohne den subjektiven Blick des Fotografen wäre dieser mittlerweile mit Wohnblocks zugebaute Ausschnitt der Nachkriegs-Wirklichkeit einer deutschen Kleinstadt nicht mehr auf der Welt.

Mit diesem Gedanken entlasse ich Sie in die Ausstellung, die jetzt eröffnet ist.